



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenzen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wie wichtig für Shakespeare die Kenntniß der gleichzeitigen Dramen ist, hat man seit Tieck vollkommen begriffen, wenn man auch von dem übertriebenen Werth, den Tieck auf diese eigentlich doch sehr schwachen Producte legte, zurückgekommen ist. Es ist daher sehr zu loben, daß durch eine correcte und wohlfeile Ausgabe auch dieser Zweig der Literatur dem deutschen Publicum näher gerückt wird. Die beiden vorliegenden sehr gut gedruckten Hefte kosten zusammen einen Thaler. —

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, 26. April. Ueber die Zielpunkte des gegenwärtigen Krieges. Was mich seither am meisten in Rücksicht auf den gegenwärtigen Krieg befremdete, das ist das geringe Maß von Begeisterung, welches sich in demselben für die große Sache kundthut. Und dennoch wurde kaum jemals ein Kampf um größere und umfassendere Interessen, materielle wie geistige, begonnen; keiner war nothwendiger, unerlässlicher; von keinem andern kann gesagt werden, daß seine Entscheidung weiter reichen und für die Gestaltung der europäischen Zukunft, der Zukunft der Welt, bedingender sein werde, wie der Ausgang dieses Streites. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß dem blutigen Ringen wider Napoleon I. kaum eine gleich dringende Nothwendigkeit innewohnte, wie diesem Entgegentreten der europäischen Mächte wider Rußland auf dessen Marsch nach Konstantinopel. Jener Kampf galt nur der Uebermacht eines Mannes, denn in welche Hände auch die französische Kaiserkrone nach seinem Tode gekommen sein möchte, falls er sie bis dahin behauptet hätte, schwerlich würde Frankreich im Stande gewesen sein, die Machtstellung zu wahren, die es durch die Siege des großen gefürsteten Feldherrn gewonnen hatte. Dagegen ist bei dem Gegenüber Europas wider Rußland die Wahrscheinlichkeit entstanden, daß die gefürchtete Macht stetig zunehmen werde. Bei keinem Kriege kommt daher so sehr, wie bei diesem, die nächste Stunde in Betracht, keiner ist so durchaus unausschiebbar und darum innerlich nothwendig, wie er; für keinen endlich gilt, wie für diesen, das mahnende Wort jetzt oder nie! Worum es sich in diesem Streite handelte, ist nicht die Obmacht eines Mannes. Der Zar starb und dieser Todesfall hat nichts geändert. Kaum kann gesagt werden, daß es ein Volk sei, dem unsre Gegenvorkehrungen gelten; dieselben haben ein größeres und umfassenderes Ziel; es ist eine ganze Race, es ist das von dieser getragene Staats- und Weltprincip, gegen welches wir anzukämpfen haben. Rußland im Streite wider Europa heißt nichts Andres als die Austragung der großen Frage über den weiteren Verlauf der Geschichte unsres Geschlechts. Wir haben uns zu lange Zeit in den Gedanken eingewiegt, daß Westeuropa die Entscheidungsgewalt über die kommenden Geschehnisse unsres Planeten bewahre und haben darüber, mannigfacher Mahnungen ungeachtet, vergessen, wie nach und nach im Schoß des Ostens dieses Welttheils ein mächtiges Gegengewicht gegen diese Gewalt entstand. Noch wiegt es der Macht nicht gleich, welche die vier

westlichen Großmächte, Preußen und Oestreich, England und Frankreich durch ihr Zusammentreten zu einigen vermögen; aber schon die unerklärliche Abneigung des einen dieser Großstaaten, sich an dem Kampfe zu betheiligen, der ihm die bedrohte Basis seiner Zukunft garantiren soll und garantiren wird, wenn er bis zur Entscheidung durchgeführt worden: schon Preußens Ausbleiben auf dem Sammelpunkt läßt eine bedenkliche Lücke gewahren und erschüttert mindestens die Hoffnung auf einen rasch bewirkten Ausgang.

Ich hatte früher, wie Sie sich erinnern werden, öfter Gelegenheit genommen, auch über eine gewisse Saumsal und über Energielosigkeit seitens der im Krieg begriffenen Regierungen zu klagen. Man hatte auch dort im ersten Jahre die Rüstungen zu sehr mit dem Hinblick auf eine erwünschte, mögliche Ausgleichung, zu sehr unter Rücksichtnahme des Finanzpunktes und zu wenig unter der des strategischen Bedürfnisses getroffen. Ueber die Ziele, welche man durch die militärischen Anstrengungen zu erreichen habe, war man sich aber durchaus unklar. Diese Unklarheit währte fort, als man die Krim betreten, aber eine zu geringe Macht versammelt hatte, um sie zu erobern. Sie dauerte noch den ganzen Winter hindurch, denn man ließ diese kostbare Zeit ungenutzt verstreichen, anstatt darin den diesjährigen Feldzug vorzubereiten und die nothwendigen Maßregeln behufs eines Angriffs wider Rußland im großartigen Stile zu treffen. Die Höhe der Krisis, welche factisch eingetreten ist, verschuldete man durch halbe Vorkehrungen; erst, als die Conferenzen in Wien sichtlich zu keinem Resultate führten, und seit diesem Augenblick kann weder der französischen, noch der englischen Regierung, vornehmlich aber der erstern, ein weiterer Vorwurf über Saumsal oder Knickerigkeit gemacht werden. Was aus Paris nach hier transpirirt, und was wir hier an Ort und Stelle sehen, überzeugt uns davon, daß dem großen Zwecke entsprechende Vorbereitungen endlich im Gange sind. Noch einigen sich die Gerüchte nicht über die Zahl der zu erwartenden großen französischen Armee, aber darin stimmen sie überein, daß dieselbe eine Stärke erhalten wird, welche sie in den Stand setzen dürfte, nicht allein über den Besitz der Krim, sondern über den der russischen Provinzen am Pontus überhaupt die Entscheidung zu geben.

Den 7. Mai. — Zum ersten Mal seit einer längern Zeit habe ich Ihnen heute über eine Reihe von Thatsachen zu berichten. Wiewol der Transport mit möglichst geringem Aufsehen vor sich geht, können Sie annehmen, daß in diesem Augenblick 10,000 Sardinier hier anwesend, und im Begriff sind, nach der Krim weiter zu gehen. In Uebereinstimmung damit wurden am 3. Mai (Donnerstag) 8500 Mann Franzosen zu Kamiesch, und 3500 Mann Engländer (wie ich höre von Campbells Division) in Balaklawa eingeschifft. Desgleichen redet man davon, daß 18,000 Mann des Lagers von Maslack des Befehls zur Einschiffung harren. Das wäre im Ganzen eine Streitmacht von 40,000 Mann, mit der man allerdings eine Diverston, inmittelst einer Landung bei Kertsch (Sie wollen darüber das Journal de Konstantinople einsehen), unternehmen könnte, die indessen viel besser verwendet sein würden, wenn man sie nach Eupatoria sendete; denn hier findet man einen befestigten Basispunkt, welcher zugleich mit allem Nothwendigen versehen ist, kann die Landung unter den günstigsten Umständen ausführen und, sofern man zu Offensivoperationen schreitet, die ausgeschifften Truppen durch eine oder zwei türkische

Divisionen verstärken, mithin mit 50—60,000 Mann ins Feld treten, während man bei Kertsch erst Befestigungen zur Sicherung der Basis ausführen und sodann in diesen mindestens 10,000 Mann zurücklassen müßte, mithin kaum mit 30,000 Mann vorzurücken vermöchte. Aber nach den Erfahrungen, zu denen uns die seitherigen Vorkommnisse über die Leitung des Krieges verhelfen, darf man sich nicht zu sehr wundern, wenn man desungeachtet bei Kertsch sich ausschifft und demnach sich dreifach splittert. Ich wiederhole indeß hier, daß alle Militärs, mit denen ich darüber sprach, in dem Urtheil übereinkommen; die Besiznahme von Eupatoria habe nur dann Sinn gehabt, wenn man es als Debouchéepunkt für eine gegen Simpheropol oder Perekop zu dirigirende Angriffsarmee nützen wollte.

Eupatoria ist von den Russen nur mit Cavalerie, nämlich zwei Dragoner-, zwei Husaren- und einen Kosackenregiment umschlossen. Dieses erfuhr ich durch einen Offizier, welcher den Punkt am 2. d. Mts. verließ. Wie Sie aus dem hier erscheinenden Journale sehen werden, führt man neben dieser Cavalerie eine Infanteriedivision auf, welche sich nicht vorfindet. Wenn früher angeführt wurde, daß man den Platz zu Anfang nur des Wassers wegen occupirt hätte, so hat das wenig Halt, denn es finden sich im ganzen Orte nur zwei gute Brunnen vor. Uebrigens arbeitet man fortdauernd an der Erweiterung der Befestigungen, worauf schließlich der Rest aller Hoffnung beruht, daß man bei der vorzunehmenden Diverfion dennoch den richtigen Punkt wählen wird.

Ueber den Kaiser Napoleon cirkuliren hier zwei Nachrichten: die eine, in Betreff eines Attentats, welches am 28. April von einem Italiener gegen denselben unternommen worden sein soll, die andere rüchftlich seiner Reise. Er habe sich laut dieser letzteren Angabe am 5. Mai (vorgestern) in Marseille eingeschifft, und stehe übermorgen hier zu erwarten. Daß er längere Zeit in Konstantinopel verweilen werde, vermuthet man nicht. Man berechnet seinen Aufenthalt nur auf die Anzahl von Tagen, welche nothwendig sein wird, um die Besuche mit dem osmanischen Souverän auszutauschen, und die Spitäler in Augenschein zu nehmen. Darnach wird er sich, so heißt es, entweder ins Hauptquartier vor Sebastopol oder auf denjenigen Punkt hin begeben, wo die oben besprochene Diverfion stattfinden wird.

Hier am Orte greifen die Krankheiten immermehr um sich. Man sagte mir vorgestern, daß in Pera täglich siebzig Menschen dem Nervenfieber oder der Cholera erlügen, was mir übertrieben zu sein scheint. Indesß ging ich in den letzten Tagen nie durch die große Perastraße, ohne mindestens einer Leiche zu begegnen. Man trägt die Todten hier im offenen Sarge einher; voran schreiten die griechischen oder armenischen Priester im bunten Talar, und gemeiniglich folgt ihnen eine Schar singender Chorknaben, dann und wann mit brennenden Wachskerzen in der Hand, die je nach den Vermögensumständen des Verbliebenen stärker oder schwächer sind. Besonders prunkvoll war ein Zug, dem ich am vergangenen Freitage begegnete; auch neben dem Sarge wurden hohe und armstarke Wachskerzen von schwarz gekleideten Leichenfolgern getragen — der Zug wollte nicht enden, alle Personen waren zu Fuß, wie denn überhaupt hier der Wagen keine Staatsrolle zu spielen hat, etwa ähnlich wie bei uns.

Das Wetter ist seit acht Tagen und länger anhaltend schön, und schon ist

die Hitze zu einem hohen Grade gestiegen. Vorgestern ritt der Sultan von Tschiraghan zu seinen Kiosk bei Kiahat Hane, wo er noch zu weilen scheint. Ob Lord Redcliffe aus der Krim zurückgekehrt ist, vermochte ich nicht zu erfahren.

Neue französische Literatur. — Die Diamantausgabe der brüsseler Buchhandlung Kiefling, Schnee u. Comp. bringt in ihren neuesten Lieferungen einige recht interessante Werke. Am meisten tritt darunter hervor ein Phantastestück B. Hugos, des alten Königs der Romantik: „Le beau Pékopin et la belle Bauldour.“ Zu Grunde gelegt ist die alte Sage, daß der Teufel mit einem Ritter auf einer wüsten Haide auf die Jagd geht, die anscheinend nur eine Nacht währt, in der That aber ein ganzes Jahrhundert. Der Mittelpunkt dieser Geschichte ist mit einem Talent fürs Phantastische dargestellt, wie wir es in den früheren Werken B. Hugos kaum bemerkt haben. Es ist sehr schade, daß der Dichter die Einleitung zu breit angelegt und durch satirische Beziehungen verwirrt hat. In seinen frühern Leistungen mußte der romantische Dichter ernsthaft bekämpft werden, da er eine Schule gründete, die sich auf ganz absurde Principien stützte und das Gebiet der Kunst in Verwirrung zu bringen drohte. Gegenwärtig ist von einer solchen Gefahr nicht mehr die Rede, und man kann das schöne Talent des Dichters, das leider durch eine falsch geleitete Ruhmsucht sich verirrte, gern anerkennen. Die politische Thätigkeit, der er sich seit funfzehn Jahren hingegeben hat, konnte nicht sehr ansprechen und hat ihm selbst wol wenig Freude bereitet. Um so angenehmer muß es uns sein, daß er sich wieder zu seinem eigentlichen Gebiet zurückgewandt hat. — An diese Dichtung schließt sich ein Roman von Madame Lacroix an: „Fleur de serre et Fleur des champs“, eine gut componirte und gemüthliche Erzählung, der es aber keinen Eintrag gethan haben würde, wenn die Empfindsamkeit etwas mehr zurückgedrängt wäre. Ernsthafter ist der Roman eines unbekanntenen Verfassers, angeblich nach dem Englischen bearbeitet: „La femme du conviet, scènes de la vie australienne“. Eine reiche Erkin in England, die mehre gute Partien ausgeschlagen, läßt sich schließlich durch einen Gauner und Falschmünzer verführen und heirathet denselben in Gretna-Green. Gleich darauf wird er verhaftet, überführt und nach Botany-Bay gebracht; sie glaubt aber fest an seine Unschuld und folgt ihm an den Ort seiner Deportation, wo erst die schrecklichsten Erfahrungen sie von seiner Unwürdigkeit überführen. Der eigentliche Held des Romans ist ein Deportirter, der diese Strafe erlitt, weil er den Verführer seiner Schwester tödtete, der sich aber in Anstralien bald als ein nütliches Glied der menschlichen Gesellschaft geltend macht, indem er mit einer Unerfrohenheit ohne Gleichen gefährlichen Verbrechern nachspürt, und sie theils verhaftet, theils tödtet. Die Erzählung ist sehr lebendig und unterhaltend, im Ganzen aber wol mehr auf Phantastebilder, als auf die Anschauung der Wirklichkeit gegründet. — E. Sue hat von seinem Roman: „Le diable médecin“ einen zweiten Band erscheinen lassen. Der erste Abschnitt dieser neuen Memoiren eines Arztes ist damit beendet; er hat, wie alle Werke von E. Sue, einen moralischen Zweck. Der Staat hat die Scheidung unmöglich gemacht und dadurch das arme Weib der Brutalität eines verworfenen Menschen preisgegeben. Um dies auszugleichen fühlt sich der Doctor May gezwungen, eine Art von Mord zu begehen, indem er einem Kranken die ärztliche Hilfe verweigert und ihn sterben läßt. „Ich

weiß vollkommen, was ich gethan habe," sagt er zum Schluß; „ich habe nach reifer Ueberlegung gehandelt, ich habe das Leben eines Schurken gegen das Leben eines edlen Wesens in die Waagschale gelegt, ich habe sorgfältig das Für und Wider in meinem Gewissen abgewogen und mit einer völligen Heiterkeit der Seele, ja mit einer ausgesprochenen Genugthuung habe ich den Schurken sterben lassen, den ich retten konnte.“ Diese Moral des Mysteriendichters ist keine andere, als die Moral der Jesuiten, und unter Umständen ganz dazu geeignet, die subjective Tugend ins Zuchthaus zu führen. —

Rühmend sind zu erwähnen zwei kleine Erzählungen von Marie Joly: *Liane* und *La maison abandonnée*. Sie streifen etwas mehr als wünschenswerth wäre ans empfindsame Gebiet, allein sie sind nicht ohne Anmuth und Feinheit geschrieben. — Derber ist das neueste Werk des unermüdlischen A. Dumas: „*Le capitaine Richard*“ in zwei Bänden. Dies Mal führt uns der fruchtbare Novellist in die Zeit der Unterdrückung Deutschlands durch Napoleon und erzählt uns von den Unternehmungen der Tugendbündler die unglaublichsten Geschichten mit einer Sicherheit, die einem Chronikenschreiber Ehre machen würden. Die würdigen Männer, die dieses achtungswerthe, aber nicht sehr einflussreiche Unternehmen ins Werk setzten, würden im höchsten Grade erstaunen, wenn sie diesen Bericht über ihre nächtlichen Zusammenkünfte an geheimen Orten lesen würden, über die furchtbaren Eidschwüre und nervenerschütternden Prüfungen, denen sie die Neuaufzunehmenden unterzogen und über ähnliche romantische Erfindungen. Den Mittelpunkt der Geschichte bildet der Studiosus *Staps*, der den bekannten Mordversuch auf Napoleon machte. Was Napoleon bei diesem Attentat für eine Herzensgüte entwickelt haben soll, ist ganz erstaunlich. — Einen kühnern Anlauf nimmt der historische Roman von Jules de Saint-Felix: „*Cléopâtre, reine d'Egypte*“. Er ist mit außerordentlichem Schwung und Pathos geschrieben, dem nun freilich die Bedeutung des Inhalts nicht ganz entspricht; er erinnert vielmehr an eine phantastische Auffassung der Geschichte, wie sie etwa vor dreißig Jahren bei unsern Novellisten Sitte war, die aber seitdem glücklicherweise einer einfachern und natürlicheren Anschauung der Dinge Platz gemacht hat.

Les Mohicans de Paris, par A. Dumas. T. 1—10. Bruxelles et Leipsic, Kiessling & Comp. Mit dem 10. Bande ist nun die erste Reihe in diesem Roman, der wahrscheinlich den „vier Musketieren“ an Ausdehnung gleichkommen wird, geschlossen; die weitere Fortsetzung erfolgt in einer zweiten Reihe. An Erfindungsgabe ist Herr Dumas nicht schwächer geworden, und wer sich vorstellt, daß mit den „Mysterien von Paris“ die Abenteuerlichkeit des Abscheulichen ihren Gipfel erreicht habe, der wird durch dieses Buch auf das glänzendste widerlegt. Wir wollen nur einen Zug anführen. Ein Graf Rappt, von politischem Ehrgeiz getrieben, bewirbt sich um die Hand einer reichen Erbin. Durch die Hilfe ihrer Mutter gelingt es ihm auch, seinen Zweck zu erreichen. Nun erfährt die unglückselige Neuvermählte, daß der Mann, den sie eben geheirathet hat, ihr Vater ist, und daß er sowol als ihre Mutter darum wissen. Als er ihr also einmal Visite macht, empfängt sie ihn mit den schrecklichen Worten: *Entrez, mon père*, und behandelt ihn gebührendermaßen wie einen Domestiken, der einen silbernen Leuchter gestohlen hat. Kurz es sind höchst erbauliche Geschichten. —

Zur Goetheliteratur. — Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, herausgegeben, von A. Diezmann. Leipzig 1855. 8. Hartung. — Das kleine Werk, welches zum 50. Jahrestage des Todes Schillers herausgegeben ist, enthält eine Auswahl aus den hinterlassenen Papieren des Professor Hufeland, Briefe und Auszüge, welche sich auf die Zustände Weimars beziehen. Außer 20 Briefen von Goethe und 14 von Schiller an Hufeland ist die bedeutendste der Mittheilungen ein Schreiben W. von Humboldts an Körner, Gedanken über Schiller enthaltend; außerdem sind von Interesse Auszüge aus Briefen von Gries an Hufeland und die den größten Theil des Werkes füllenden Briefe des Geheimraths Voigt aus Weimar. Wir lennen daraus den thätigen und verständigen Mann von klarem und nüchternem Urtheil hochschätzen. Das Ganze ist ein dankenswerther Beitrag zur Kenntniß unsrer großen Dichterzeit. Die Auszüge aus den minder wichtigen Briefen scheinen mit Tact und Kenntniß der damaligen Zeit gemacht. —

Neue Bücher. Gott, Natur, Gemüth und Vaterland. Eine Auswahl ein- und zweistimmiger Kinder- und Volkslieder mit einfacher Pianofortebegleitung, auch als selbstständige Clavierstücke zu gebrauchen. Für Jung und Alt herausgegeben von C. A. Büttner, königlicher Seminarlehrer in Droyßig bei Zeitz. In 2 Heften. Erfurt und Leipzig, G. W. Körners Verlag. — Die Sammlung enthält geistliche und weltliche Volksgefänge und Chorale aus alter und neuer Zeit, die übrigens zum größern Theil nicht einstimmig, sondern vierstimmig gesetzt sind. Der gute Geschmack der Auswahl und die Correctheit des Drucks empfiehlt die Sammlung auch für größere Kreise, umso mehr, da das Ganze aus 74 Seiten in gr. 8. bestehende Werk 12 Sgr. kostet. Ein Auszug daraus unter dem Namen Liederharfe von demselben Verfasser und in demselben Verlag ist sogar für 5 Sgr. zu haben. —

Ueber Calderons Behandlung antiker Mythen. Ein Beitrag zur Geschichte der Mythologie von Leopold Schmidt. (Aus dem Rheinischen Museum für Philologie besonders abgedruckt.) Bonn 1855. — Der Verfasser, welcher die Studien seines gelehrten Vaters über Calderon mit rühmlichem Eifer fortsetzt, hat hier einen Gegenstand ins Auge gefaßt, auf den man bisher weniger Aufmerksamkeit gerichtet hat, weil man zu sehr mit dem specifisch spanischen Geist beschäftigt war, den Calderon in seinen religiösen Stücken, seinen Tragödien und Lustspielen entwickelt. Die zahlreichen Stücke, welche sich mit der griechischen Mythologie beschäftigen, sind zwar zum großen Theil lediglich durch ein äußeres Motiv veranlaßt, durch das Bedürfniß, glänzende Decorationen und Verwandlungen anzubringen; allein Calderons feinführender poetischer Geist verleugnet sich auch in diesen fremdartigen Formen nicht. Er hat sich aus den zusammenhanglosen Notizen, die ihm die damalige Gelehrsamkeit überlieferte, eine Art wunderlicher Symbolik gebildet, die etwas Einheitliches hat. Durch sorgfältige Vergleichung mit den Quellen hat der Verfasser die Art und Weise, wie die Phantasie des Dichters sich bei der Conception der überlieferten Stoffe schöpferisch verhielt, zergliedert. Sehr scharfsinnig hat er namentlich den Gegensatz entwickelt, der zwischen den Metamorphosen Calderons und den Metamorphosen der Alten besteht. Die Alten empfanden die ganze

Natur als individuell begeistert, das Naturleben stand bei ihnen in keinem unauf- lösblichen Widerspruch gegen das menschliche Leben, und wenn sie eine Verwandlung poetisch ausführten, so kam es ihnen weniger darauf an, den Uebergang des Geistigen ins Ungeistige zu beschreiben, als auf die körperliche Umgestaltung einzugehen. Der Verfasser führt mehre recht interessante Parallelstellen an, er hätte noch die be- kannte Ode des Horaz hinzufügen können, in welcher dieser seine eigne Verwand- lung in einen Schwan mit einer fragenhaften Umständlichkeit beschreibt, die etwas unendlich Komisches hat, da wir bei dergleichen gewöhnlich einen sentimental- en Nebengedanken haben. — Der christliche Dichter hält sich nun bei diesen körper- lichen Vorstellungen nicht auf. Für ihn ist das Wunder, welches am meisten Er- staunen verdient, der Uebergang des Geistigen ins Ungeistige, und hier ist seine Einbildungskraft unermüdet thätig, das allmältige Erstarren des Verstandes und Gefühls zu beschreiben, während doch gewisse heiligere Regungen des Herzens diesem Zauber Widerstand leisten. — Vielleicht wäre es nicht ohne Nutzen gewesen, diese höchst interessante und scharfsinnig ausgeführte Parallele noch dahin zu erweitern daß die Verwandtschaft zwischen diesen in das Heiligtum verlegten Wundern mit den aus dem Christenthum berichteten Wundern hervorgehoben wurde; denn der Apollo, der als Geliebter Rhymenes und als Vater des Phaeton geschildert wird, ist von den mythologischen Bildern, die der katholische Dichter in seine eigne Re- ligion hineinmalt, nicht so verschieden, als es den Anschein hat. — Wir hätten gegen den Verfasser noch einen Wunsch auszusprechen. Die Ausgabe der Studien seines Vaters über Calderon, die er vorbereitet, würde sehr gewinnen, wenn sie eine vollständige Literatur enthielte. Bei gangbaren Büchern würde es nun freilich genügen, einfach darauf hinzuweisen, aber kleine Monographien wie die gegenwärtige sollten ganz darin aufgenommen werden, da die Journale, in denen man sie auf- suchen müßte, zuweilen gar nicht zugänglich sind. —

Fliegende Blätter für Musik. 2. Band 1. Heft. — In diesem Heft fällt uns unter Andern der letzte Brief über Richard Wagner auf. Der Wohlbe- kannte, der als entschiedener Gegner Wagners anfing, hat sich durch allmältige Be- schäftigung in ihn soweit hineingearbeitet, daß man ihn jetzt fast einen Wagnerianer nennen kann. „Ich halte Wagner,“ sagt er S. 48, „für eine der bedeutendsten, kräftigsten und energischsten Kunstnaturen unsrer Zeit, nicht für die einzige. Musi- kalisch vollkommen ebenbürtig ist ihm Robert Schumann zc.“ Daß er gelegentlich bemerkt, Beethoven und Mozart wären im Grunde doch größer als Wagner, wird ihm allenfalls auch die neue Zeitschrift für Musik concediren. Wir haben diesen Uebergang erwartet und vorausgesagt, denn der Eklekticismus, der gar kein Princip vertritt, wird zuletzt damit endigen, alles zu rechtfertigen, und es war nur der Verdruß über ein einseitig und hartnäckig durchgeführtes Princip, was ihn gegen die neue Schule verstimmt. Mitunter weiß man übrigens doch wieder nicht recht, was Ernst und was Spaß ist, namentlich bei der Classification der Melodien, die er aus dem Lohengrin citirt. —

Catulls Buch der Lieder. Text und Uebersetzung von Theodor Heyse. Berlin, W. Herz. 1855. — Der originelle Dichter wird hier dem deutschen Publicum in einer Form vorgelegt, die eine allgemeine Anerkennung ver- dient. Es ist die Frucht langjähriger gewissenhafter Arbeit und eines ganz ent-

schiedenen Talents. In der Art und Weise, wie der Verfasser die poetische Uebersetzung versteht, können wir der häufig gemißbrauchten Kunst nur auf das Entschiedenste das Wort reden. „Auf dem Gebiet der Sprache kommt es jezo weniger darauf an, neue Formen von Wahrheit und Schönheit zu erfinden, als zumeist und vor allem die empfangenden Organe frei, gesund und durchgängig zu erhalten und die Fähigkeit des Verständnisses für die vorhandenen glücklich auszubilden. Ursprünglich Gedachtes neu durchdenken, rein Empfundenes immer wieder und tiefer nachfühlen und es gleichsam in den Kreislauf unsres geistigen Blutes hinübernehmen, ist ein herrliches Schutzmittel gegen Verkehrtheiten des Augenblicks, die in unaufhörlicher Erneuerung sich überstürzend dem Wahnsinn und der Barbarei entgegenreiben.“

Nach Amerika! Ein Volksbuch von Fr. Gerstäcker. Illustriert von Hofmann und Reinhardt. Leipzig, Costenoble. — Der liebenswürdige und vielgewandte Reisende gibt uns hier wieder ein Fragment seiner reichen Erfahrungen. Was bei ihm, abgesehen von der lebendigen Frische seiner Anschauungen und von der Munterkeit seines Stils, jeden Leser gewinnen muß, ist die Unparteilichkeit und ehrliche Integrität seines Gemüths, mit welcher er das Leben beurtheilt und die Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen Landsleuten guten Rath erteilt. Er führt uns durch eine Reihe der buntesten Scenen, in denen mannigfaltige, gute und böse Charaktere auftreten, aber er hat dabei immer die Regel im Auge, die sich aus seinen Erfahrungen ziehen läßt. Das Buch hat bereits gegenwärtig in England und Amerika großes Interesse erregt. Wir sind überzeugt, daß die Theilnahme des deutschen Publicums nicht ausbleiben wird. Nur Eins möchten wir dem Verfasser anempfehlen, in Beziehung auf die Form etwas mehr Kritik anzuwenden. Sein Stil ließt sich zwar im Ganzen leicht und gefällig, aber er könnte durch sorgfältigere Uebearbeitung an Präcision und Correctheit gewinnen. Was uns bis jetzt von dem neuen Werke vorliegt, sind die ersten vier Hefte einer, wie es scheint, größern Erzählung, deren gesunde Tendenz sie zu einer besonders geeigneten Lectüre für solche macht, welche sich eine leichte, glänzende Zukunft in Amerika träumen und den verhängnißvollen Bruch mit der alten Heimath durch phantastische Träume überdecken.

Berichtigung. An diese Anzeige des letzten Werkes von Fr. Gerstäcker schließt die Redaction die Erzählung einer unerfreulichen Thatsache, welche im Interesse der deutschen Literatur und des geachteten Schriftstellers nothwendig geworden ist. Herr Gerstäcker hat in der literarischen Welt sowol, als in dem großen Kreise seiner persönlichen Bekannten den sichern Ruf eines ehrenwerthen und unbescholtenen Mannes. Sein anspruchloses, offenes und gerades Wesen hat ihm überall, wohin er kam, die Herzen gewonnen, auch bei solchen, welche, wie dies Blatt, genöthigt sind, die literarische Thätigkeit Ihrer Bekannten kritisch zu betrachten. Und jetzt grade ist Herr Gerstäcker in die schmerzliche Lage gekommen, das Theuerste, was er hat, seinen ehrlichen Schriftstellernamen, einer höchst absprechenden Beurtheilung preisgegeben zu sehen.

In dem Buche: „Die Empire City, oder New-York bei Tag und Nacht, Roman von Georg Lippard, übersetzt von Adolph Strodtmann“, erster Band, New-York 1854, hat der Uebersetzer eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher er die

Wien, den 11. 1855.

Persönlichkeit und die in Amerika vielgelesenen Werke des verstorbenen Lippard charakterisirt. Unter die Romane Lippards' gehört auch: „Die Geheimnisse der Quäkerstadt“, 1844, Philadelphia. Bei diesem Roman bemerkt Herr Strodtmann S. 5 der Einleitung, daß Gerstäcker als literarischer Freibeuter diesen Roman in Deutschland für sein Original ausgegeben habe.

Das Sachverhältniß ist folgendes: Nach Abkommen mit der Verlags-handlung D. Wigand übersezte Herr Gerstäcker den Roman unter demselben Titel, unter welchem er damals in Amerika erschienen war: „Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse, amerikanische Nachtseiten. Nach dem hinterlassenen Manuscript des Herrn K., Advocat zu Philadelphia, 3 Bände. (Leipzig D. Wigand, 1846). Niemals ist Herrn Gerstäcker eingefallen, an diesem Buch, welches die Greuel der Mysterienliteratur nicht ohne bedeutendes Darstellungstalent, aber in excessiver Weise auf die Spitze stellt, ein Autorrecht zu beanspruchen; wol aber hat er das Herzleid erlebt, ungefähr ein halbes Jahr nach dem Erscheinen seines Romans ein Exemplar desselben zu finden, auf welches die Verlags-handlung ohne sein Wissen und wider die Wahrheit den Titel gesetzt hatte: „Die Geheimnisse der Quäkerstadt, von Fr. Gerstäcker.“

Auf die starken Einsprüche, welche Gerstäcker sogleich gegen dieses Verfahren der Verlags-handlung erhob, wurde Herr D. Wigand genöthigt, im Börsenblatt die Fälschung des Titels als ein Versehen zu entschuldigen. Daß diese Sache wirklich ein Versehen war, möge man nicht bezweifeln, da Herr D. Wigand im Jahre 1830, während Gerstäcker auf seiner letzten großen Reise war, nochmals das Versehen beging, den Grenzboten unter frühern Schriften Gerstäckers auch die „Geheimnisse der Quäkerstadt“ unter dem falschen Titel zur Recension zuzusenden. Unser Blatt wurde dadurch veranlaßt, einen lebhaften Tadel gegen diese Mysterienrichtung Gerstäckers auszusprechen, worauf der Redaction wieder eine Erklärung zuzuging, daß Herr Gerstäcker eigentlich nicht der Verfasser des Romans sei.

Jetzt nach zehn Jahren muß der unbescholtene Schriftsteller sich für dieses Versehen eines Buchhändlers öffentlich in Amerika und Deutschland das Aergste nachsagen lassen, was einem Autor von Selbstgefühl geboten werden kann. Es ist anzunehmen, daß er selbst die geeigneten Schritte thun wird, um in Amerika das Sachverhältniß darzustellen. Dies Blatt aber hält es für Pflicht gegen einen deutschen Autor, seinen Lesern zu erzählen, was der Redaction durch oben erwähnten Zufall bekannt wurde. Indem wir alle Schriftsteller davor warnen, sich einer ähnlichen Gefahr auszusetzen, ersuchen wir die deutschen Redactionen in Amerika, welche dieses Blatt sehen sollten, das Factum selbst, wie es ist, zur Ehrenrettung des Herrn Gerstäcker ihren Lesern mitzutheilen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.